

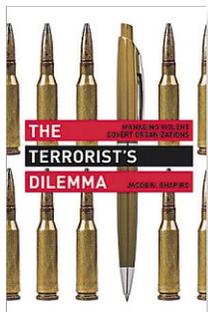
Terroristen managen Terroristen

Zur Olympiade in Sotschi drohen Terroristen mit Anschlägen. „Wir werden Ihnen ein Geschenk für das unschuldige muslimische Blut geben, das in der Welt vergossen wird“, richteten sie sich per Video-clip an Präsident Wladimir Putin.

Die meisten Experten schildern Terroristen als Einzelmasken, die Schrecken verbreiten. Wenig wurde bisher jedoch über die Organisationsformen des Terrors geforscht. Dabei ist es offensichtlich: Afghanistan, der Irak, Israel, Pakistan und die USA wurden in den vergangenen 20 Jahren nicht durch Einzeltäter erschüttert, sondern durch Mörder, die im Auftrag von Organisationen handelten.

Der amerikanische Politologe Jacob Shapiro hat analysiert, wie Terrororganisationen funktionieren, wie sie ihr Managementproblem lösen. Seine Erkenntnisse stimmen optimistisch - zumindest teilweise. Letztlich müssen sie sich ähnlichen Herausforderungen stellen wie das Top-Management internationaler Wirtschaftsgruppen. Dazu gehören das Setzen von Zielen sowie die Überprüfung von deren Realisierung.

Anreize und Sanktionen haben dafür zu sorgen, dass die Anweisungen von den „Angestellten“ befolgt werden. Zudem müssen Instrumente eingesetzt werden, um die Leute an der Front genügend zu motivieren. Auch im Terrorgeschäft hat die Auswahl von Mitarbeitern Priorität.

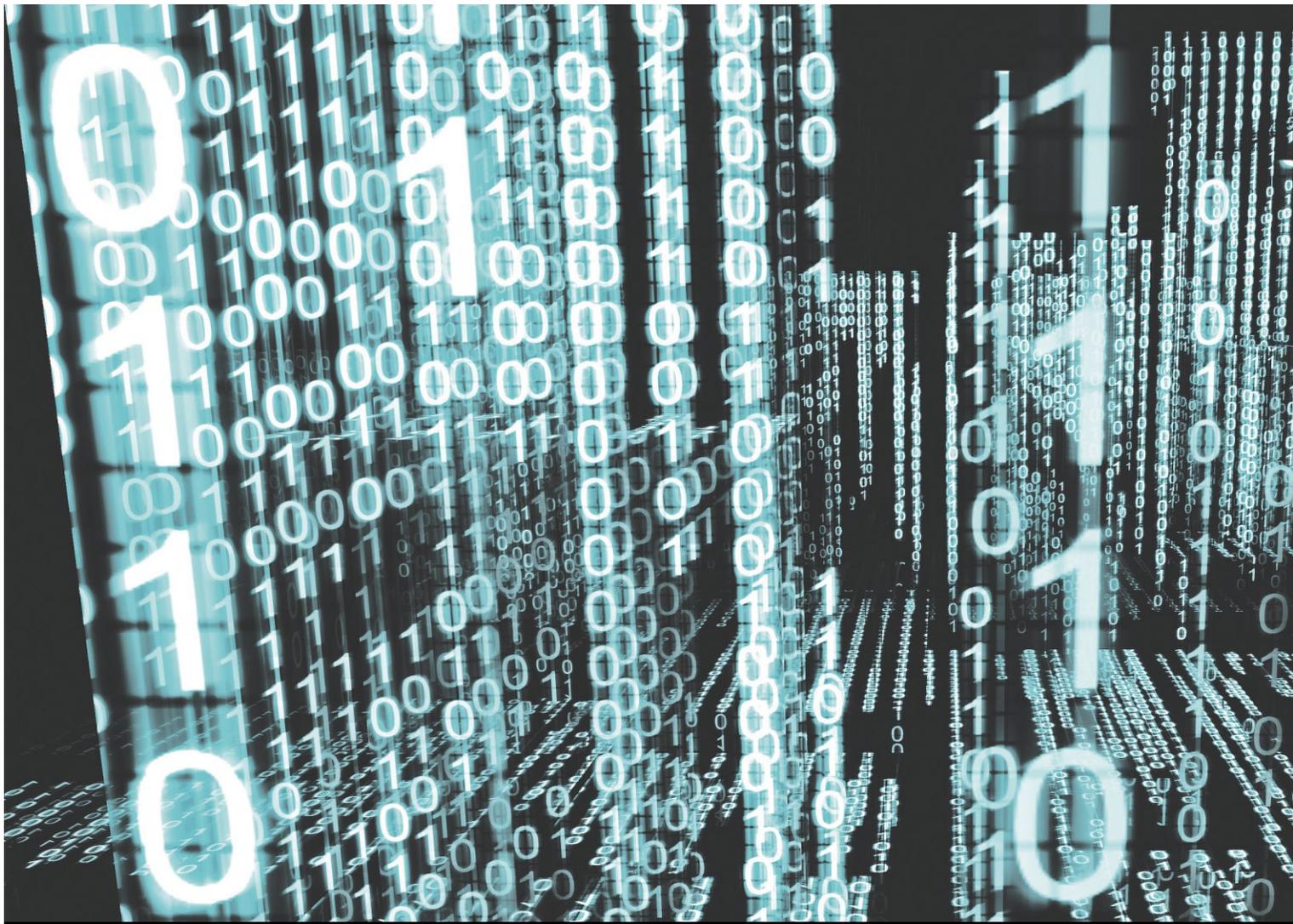


Jacob N. Shapiro:
The Terrorist's Dilemma.
Princeton University Press, 2013, 352 Seiten, 29,95 US-Dollar

Natürlich gibt es einen wichtigen Unterschied: Terroristen operieren in einem meist feindlichen Umfeld. Staatliche Sicherheitskräfte versuchen, ihre Pläne zu vereiteln. Um verräterische Spuren zu vermeiden, sind sie auf eine schlanke Organisation angewiesen, die mit einem Minimum an Papieren und an schriftlich festgehaltenen Regeln auskommt.

Das stellt die Manager von Terroristen vor ein Dilemma: Wie ist Kontrolle möglich? Jedes Schriftstück, jedes Formular, jedes Protokoll erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass Mitglieder der Gruppe und deren Pläne auffliegen.

Terrororganisationen agieren deshalb in einem Umfeld, in dem sie auf die gängigen Anreizsysteme oder effiziente Koordinationsmechanismen nur beschränkt zurückgreifen können. Der Aufbau einer Bürokratie ist für sie riskant. Denn je mehr Papierkram anfällt, umso größer wird die Gefahr, entdeckt zu werden. Und das sind gute Nachrichten. Pierre Heumann



carloscastilla - Fotolia

Der Spion im Server

Neues von Jaron Lanier: Der Erfinder der virtuellen Realität fragt: „Wem gehört die Zukunft?“ In seinem Buch geht es um Big Data, vermeintlich kostenlose Dienste und die Macht der Internetkonzerne.

Antje Korsmeier
München

Buchhalter ist als Berufsbezeichnung ziemlich unsexy. Man denkt unmittelbar an graue Gestalten, die mit endlosen Zahlenkolonnen hantieren und irgendjemandem „zuarbeiten“. Nicht so in der zukünftigen Welt, deren Bild Jaron Lanier in seinem neuen Buch entwirft. Dort werden Buchhalter zu einer „Mischung aus Politiker und Detektiv“, die Werte ermitteln und verbuchen. Ja, ohne sie wird dann gar nichts mehr laufen, denn sie sitzen an den Schaltstellen einer digitalen Ökonomie, in der „jede Tätigkeit und Information mit Geld vergütet wird“.

Jaron Lanier ist eine Art Rockstar des Silicon Valley. Seit den achtziger Jahren ist er an fast allem beteiligt, was in der Tech-Szene neu und heiß ist, und er war es auch, der den Begriff der „virtuellen Realität“ prägte. Dabei ist Lanier alles andere als ein eindimensionaler Nerd, was man spätestens ahnt, wenn man sich einen seiner Auftritte auf YouTube ansieht. Dort begegnet man einem massigen, stets in schwarze T-Shirts gehüllten Mann mit Rastalocken, der auf dem Podium gern mal ein

laotisches Musikinstrument hervorholt, dem er schräge Melodien entlockt.

Und er schreibt Bücher. Temporeiche, smarte, meinungsstarke Bücher, in denen er sich kritisch mit dem Internet auseinandersetzt. So warnte er in „Gadget“, das vor vier Jahren erschien und ihn bekannt machte, vor der Verarmung menschlicher Erfahrung durch einen unklugen Gebrauch des Netzes und wandte sich gegen ein Denken, das die Masse über das Individuum stellt.

In seinem neuen Buch „Wem gehört die Zukunft“, das heute erscheint, stellt Lanier nun die Frage nach unserem Wirtschaftssystem insgesamt. Wir leben in einer Informationsökonomie, und

Jaron Lanier:
Der Informatiker mit den Dreadlocks schreibt über die Macht im Netz.



das hat offensichtlich viele Vorteile. Aber unser gegenwärtiges Netzwerkdesign ist nur eins von vielen möglichen. Wenn es weiterläuft wie bisher, wird eine massive strukturelle Arbeitslosigkeit langfristig auch den momentanen Gewinnern schaden. Letztere nennt Lanier „Sirenenserver“ - eine Sammelbezeichnung für Elitecomputer oder Firmen wie Facebook oder Google, die mit leistungsstarken Rechnern Geschäftsmodelle entwickelt haben.

Sirenenserver verdienen ihr Geld damit, dass sie Nutzern „kostenlos“ einen Dienst anbieten, im Gegenzug deren Daten verarbeiten und damit viel Geld verdienen. Lanier nennt das „auspionieren“ und moniert die Asymmetrie dieses Verhältnisses. Denn Sirenenserver lagern Risiko und Verantwortung aus, während sie den Gewinn einstreichen. Auf die Dauer entziehen sie damit dem Geldkreislauf immer mehr Werte und schwächen den Kapitalismus insgesamt.

Als Gegenmodell propagiert Lanier eine „humanistische Informationsökonomie“, die dem Einzelnen „wirtschaftliche Würde“ zuspricht und auf Nachhaltigkeit ausgerichtet ist. Für jede Information, die die User durch ihr digitales Verhalten liefern, sollen sie mit Nanobeträgen entlohnt werden. Dafür ist ein neues Netzwerkdesign nötig, das mit sogenannten Zweibege-Links operiert, bei denen der Ursprung einer Information nachvollziehbar bleibt. Gewinn und Risiko träten dabei wieder in ein angemessenes Verhältnis.

Die Folgen eines solchen Modells wären natürlich sehr viel weitreichender als der Imagewandel von Buchhaltern. Die Vorstellungen vom wirtschaftlichen

Chelsea Lauren/WireImage



„Wachstum allein tut uns nicht gut“

Von der Finanzpolitik profitieren nur Konzerne und Banken, nicht die Bürger, kritisiert der grüne Politiker Gerhard Schick.

Maike Freund
Düsseldorf

Mehr, mehr, mehr: mehr Rendite, mehr Wachstum, mehr Konsum. Es ist dieses Dogma ewigen Wachstums, nach dem unsere Gesellschaft ausgerichtet ist, findet Gerhard Schick.

Wachsen gleich Wohlstand, das ist das Mantra, nach dem die Regierung handele - ohne zu fragen, wohin das führen wird und zu welchem Preis. Und das auf Kosten der Steuerzahler. Damit will sich der grüne Finanzpolitiker, der seit 2005 im Bundestag sitzt, nicht abfinden. Sein Grund ist einfach: weil es uns nicht guttut.

Sein Buch „Machtwirtschaft - nein danke!“ wurde gestern in Berlin vorgestellt. Es beschäftigt sich mit der Frage, wie eine zukünftige, gute Wirtschaftspolitik aussehen muss, wenn die Wachstumsraten - den Prognosen entsprechend - in Deutschland in den kommenden Jahren bei einem halben oder einem Prozent liegen werden. Und was es eigentlich für Deutschland bedeutet, wenn das Wachstum fast gleich null ist.

„Wie wollen wir die CO₂-Reduktion hinkriegen, wenn gleichzeitig die Wirtschaft wächst?“, fragt Schick im Handelsblatt-Interview. Er will einen wirtschaftlichen Entwicklungspfad einschlagen, der nicht Wachstumszahlen aus der Vergangenheit hinterherrennt, „sondern realistisch schaut, was uns für die nächsten Jahre guttut“.

Was Schick meint: Eine Gesellschaft sollte nicht nur nach rein monetären Einkommensgrößen wie dem Bruttoinlandsprodukt bewertet werden, sondern Faktoren wie Zufriedenheit, Gesundheit und Umwelt sollten auch eine Rolle in der Wirtschaftspolitik spielen. Und dass das eben nicht immer mit Wachstum vereinbar ist.

Das Buch handelt auch von der Macht der Konzerne und wie die Regierung diese Macht stärkt - auf Kosten der Bürger. Sein Paradebeispiel ist die Bankenrettung. Er glaubt, mit einer Gläubigerquote von zehn oder zwanzig Prozent wäre die Rettung gerechter abgelaufen. Nun nennt er sie „eine der größten Umverteilungen der jüngeren Geschichte - von unten nach oben“.

Jürgen Fitschen, Co-Vorsitzender des Vorstands der Deutschen Bank, hielt bei der Buch-Präsentation dagegen. Er forderte im Streitgespräch gleiche Wettbewerbsregeln an, mahnte eine faire Regulierung der globalen Finanzmärkte an, warnte aber gleichzeitig vor einseitigen Lasten für heimische Institute. Manche Dinge könnten am Ende nicht mehr geleistet werden,

wenn die Regulierung nur deutsche oder europäische Geldhäuser treffe und Konkurrenten nicht.

Wenn die Politik wolle, dass Banken aus Deutschland international mithalten können, müssten gleiche Bedingungen geschaffen werden. In der Gesetzgebung nähmen nationale Elemente wieder zu - auch in den USA. „Das wird Konsequenzen haben“, warnte Fitschen. Er nannte eine Verteuerung von Krediten.

Konkrete Antworten hat Schick in seinem Buch nicht, wenigstens keine schlussendlichen. Denn für ihn ist es nicht allein die Aufgabe von Politikern, sondern auch die der Bürger, neue Lösungen zu suchen. Und die gesellschaftlichen Fragen zu beantworten.

„Politik kann man nicht alleine machen“, schreibt er. Er will, dass sich mehr Bürger (mehr) einmischen. Er will, dass mehr diskutiert

wird, mehr hinterfragt wird. An manchen Stellen klingt das fast ein wenig zu idealistisch. Aber das macht nichts. Denn der Appell ist deshalb nicht falsch.

Schicks „Machtwirtschaft - nein danke!“ ist ein Buch für jedermann. Nicht nur für Wirtschaftsexperten. Sondern gerade auch für diejenigen, die normalerweise eher kein Buch über Bankenrettung, Finanzkrise und Co. lesen würden.

Immer wieder erzählt der Politiker aus seinem Alltag, zum Beispiel, als er das erste Mal als Bundestagsabgeordneter die Bafin besuchte - und entsetzt war. Oder wie er versucht, eine Studentin vom politischen Engagement zu überzeugen.

Die Sprache ist einfach, gespickt mit Alltagsausdrücken und vielen Ausrufezeichen. Manchmal nervt das, aber meistens hilft es, um die komplizierten Themen anschaulicher zu beschreiben und vielleicht besser zu verstehen.

Viel Neues hat der Autor in seinem Buch nicht zu bieten. Vielmehr ist es ihm ein Anliegen, alte Fragen, von denen er meint, sie seien verdrängt und nie beantwortet worden, erneut zu stellen. Wie konnte es zur Finanzkrise kommen? Wie zur Bankenrettung? Warum muss der Steuerzahler dafür bluten? Auch die Frage nach dem Sinn immer weiter wachsenden Wohlstands stellt Schick nicht als Erster.

Dass seine Appelle immer wieder auftauchen, verwundert nicht. Denn es ist eben ein moralisches Buch eines moralistischen Politikers. Und es macht trotzdem Spaß, seinen Gedankengängen zu folgen und fast wie nebenbei (erneute) Bekanntschaft mit ökonomischen Theorien zu machen. Also lesen!



Die Bankenrettung ist eine der größten Umverteilungen der jüngeren Geschichte - von unten nach oben.

Gerhard Schick
Politiker und Autor



Jaron Lanier:
Wem gehört die Zukunft?
Hoffmann und Campe,
Hamburg 2014,
480 Seiten,
24,99 Euro

Handeln per se würden sich ändern: „Idealerweise wird das Verdienen von Vermögen mehr der Art und Weise ähneln, wie wir Geld ausgeben.“ Also in vielen kleinen Schritten statt durch seltene Beförderungen im Job.

Interessant an Laniers Ausführungen ist nicht nur, dass er ausbuchstabiert, was relativ junge wirtschaftliche Player für den Einzelnen und die Gesellschaft konkret bedeuten. Immer wieder skizziert er auch die ideologischen Annahmen, die hinter Technologien stecken. So ist die Vision von einem „offenen Internet“ schlichtweg überholt. Einst glaubte man, die Welt würde dadurch demokratischer, aber das Gegenteil ist der Fall.

Seine Dreadlocks machen aus Lanier noch lange keinen radikalen Linken. Er will den Kapitalismus keineswegs abschaffen, sondern so umgestalten, dass mehr Menschen in den Genuss finanzieller Sicherheit kommen. Die Häufigkeit, mit der er dabei eine starke Mittelschicht beschwört, dürfte für konservative Skeptiker geradezu herzerwärmend sein.

Dennoch stellt sich die Frage, ob sein Modell wirklich so human ist, wie es klingt. Es bedeutet, dass jeder Mensch eine eindeutige „kommerzielle Identität“ hat, während die neue Verlinkung alles registriert und speichert. So bleibt der User im Besitz seiner Daten. Aber wollen wir diese Spielart von Transparenz? Ist Vergessen nicht eine ganz wesentliche Bestimmung des Menschseins? Die Dringlichkeit von Laniers Appell ist unüberhörbar, und er gibt zu, dass seine Vision noch viele Fragen offenlässt, nicht zuletzt die nach dem Urheberrecht.



Dietmar Neuerer / Handelsblatt

Buchvorstellung:
Gerhard Schick (l.) mit Jürgen Fitschen, dem Co-Chef der Deutschen Bank.



G. Schick: Machtwirtschaft - nein danke! Campus, Frankfurt 2014, 288 S., 19,99 Euro